

Heinrich Treichl

Fast ein Jahrhundert

Erinnerungen

ISBN-10: 3-552-05283-6

ISBN-13: 978-3-552-05283-3

Weitere Informationen oder Bestellungen unter
<http://www.zsolnay.at/978-3-552-05283-3>
sowie im Buchhandel

Im März 1931 legte ich das Abitur ab. Ich war siebzehn Jahre alt und als Abiturient eines neunklassigen Gymnasiums daher sehr jung. Nun mußte ich eine wichtige Entscheidung treffen: einen Beruf wählen oder mich doch wenigstens für ein Studium entscheiden. Ich schwankte zwischen Architektur und Jus. Im letzten Schuljahr hatte ich Le Corbusiers «Vers une architecture« gelesen und war begeistert. Die Beziehung zwischen Architektur und Gesellschaft hat nie aufgehört, mich zu faszinieren. An ihren Bauten kann man die gesellschaftlichen Zustände einer Epoche oft deutlicher ablesen als an ihrer Literatur: die revolutionäre Kraft der Wiener Sozialdemokraten an den Wohnhausbauten der Gemeinde Wien der zwanziger und dreißiger Jahre, ihr Versiegen an der Ausdruckslosigkeit der nach dem Krieg errichteten. Eine psychotechnische Eignungsprüfung hatte ich gut bestanden. Ich war noch nicht wirklich entschlossen und wollte mir möglichst lange beides offenlassen; daher inskribierte ich, um keine Zeit zu verlieren, an der Juridischen Fakultät in Wien und bereitete mich gleichzeitig durch die vorgeschriebene praktische Arbeit für das Architekturstudium an der Technischen Hochschule Darmstadt vor, da ich nicht wagte, an zwei österreichischen Hochschulen gleichzeitig zu inskribieren. Und so arbeitete ich einige Monate als Maurerlehrling bei der Hochtief AG am Neubau der Reichsbank in Frankfurt. Ich mußte acht Stunden lang Zementsäcke tragen oder Klinkerziegel mit glasierter Fläche und scharfen Kanten ohne Handschuhe «schupfen«. Die blutig aufgerissenen Hände wurden mit Isolierband verbunden, dann mußte ich mit dem in die Hautrisse dringenden Kalkmörtel mauern. Das war eine Art Härtetest, und wenn man ihn bestand, hatte man es sehr gemütlich mit den Arbeitern in der Hütte. Man mußte nur noch Bier aus der Flasche trinken lernen, ohne zu schlucken – einfach rinnen lassen. Aber das gelang mir leider nicht. Es war die Krönung meiner «manuellen« Arbeit (um es in der Diktion meiner Eltern auszudrücken): erst Buchbinder, dann Eisendreher, nun Maurerlehrling. Noch heute, rund siebzig Jahre später, habe ich diese Arbeitserfahrungen in beinahe zärtlicher Erinnerung. Aber es wurde nichts aus dem Architekturstudium. Der «schwarze Freitag« in New York lag eineinhalb Jahre zurück, die Krise hatte eingesetzt. Mein Vater führte mir eindringlich das Risiko der Mittelmäßigkeit in einem Beruf vor Augen, in dem der

Erfolg – zumindest damals noch – weitgehend von künstlerischer Begabung abhing und nicht von „guten Beziehungen“ zu den öffentlichen Auftraggebern. „Ein Architekt muß Einfälle haben“, sagte er, „was wird dir einfallen? Deine Häuser.“ Aber er wußte und gestand es mir zu, daß eine wirklich große Begabung, das „feu sacré“, wie er es nannte, allen Warnungen zum Trotz die Wahl entscheiden würde. Ich besaß diese Begabung eben nicht, denn nach meiner Arbeit als Maurerlehrling entflammte sich das „feu sacré“ nicht und so blieb es beim Jusstudium.

Um mich auf keinen Fall faulenz zu lassen, wurde ich sogleich als Volontär nach Neuchâtel geschickt, zur dortigen Filiale des Comptoir d'Escompte de Genève, des Schweizer Pendants der Niederösterreichischen Escomptegesellschaft in Wien, die später in der CA aufging. In der Schweiz arbeiten zu dürfen, wenn auch nur als Volontär, war eine besondere Gunst. Ich mußte mich in Wien bei Generaldirektor von Stransky vorstellen, der mir diese Chance verschafft hatte. Ein eindrucksvolles Erlebnis. Stransky saß in seinem riesigen, höchst elegantem Zimmer im Haus Am Hof, später der Sitz der Länderbank, vor seinem „bureau plat“. Die Nachmittagssonne leuchtete durch rotseidene Vorhänge, die sich leicht bauschten. Ein livrierter Bürodienner in dunkelgrünem Frack und gestreifter Weste brachte Ledermappen zur Unterschrift. Neben dem Schreibtisch stand auf hohem Stiel ein wassergefüllter Aschenbecher, in den Herr von Stransky eine nach der anderen seiner ägyptischen Zigaretten, ich kannte die Packung der Marke Laurens, halbgeraucht aus gelben Fingern fallen ließ, sie zischten leise.

Also Bankberuf? Ganz so oberflächlich war ich doch nicht.

Neuchâtel war eigentlich nur wegen der französischen Sprache gewählt worden und das Bankvolontariat als nützliche Beschäftigung, nicht als Vorentscheidung für die Berufswahl. Im Gegenteil: Mein Vater hatte im Bankwesen große Enttäuschungen erlebt, vor allem das Ende der Biedermannbank, und versucht, mir den Reiz der Industrie, der Erzeugung konkreter Güter gegenüber der Abstraktion des Bankgeschäfts anzupreisen.

Zwei Monate später brach die Creditanstalt zusammen; ihr folgten deutsche Banken. Tiefer Pessimismus breitete sich aus, weit über Österreich hinaus.

Ich verbrachte ein paar Monate in Neuchâtel mit unbeschreiblich langweiliger Tätigkeit in der Bank, aber sonst recht vergnüglich. Drei Wochen nach meinem Eintritt wurde die Bank insolvent und durch die übliche Fusion saniert. Jahrzehnte später, zu Beginn eines Vortrags, den ich in der Schweizerisch-Österreichischen Handelskammer in Zürich zu halten hatte, erzählte ich, daß ich schon einmal in einer Schweizer Bank tätig gewesen sei, berichtete von deren Schicksal und meinte: „So schnell habe ich später nie mehr gearbeitet.“

Das Jusstudium konnte ich nur in Österreich absolvieren, da ich später auf keinen Fall in Deutschland leben und arbeiten wollte. Aber man mußte deswegen nicht die ganze Zeit in Wien sein. Da meine Eltern in Frankfurt lebten, verbrachte ich einen Teil dieser Jahre in Frankfurt und erlebte dort das ruhmlose Ende der Weimarer Republik, die Verwandlung Deutschlands in den totalitären Nazistaat und in Wien den Leidensweg Österreichs.

Im Herbst 1931 übersiedelte ich nach Wien und wurde von meiner Großmutter in ihrem Haus Jurgasse 9 aufgenommen. Das Parterre, früher die Junggesellenwohnung von Onkel Alfons, war an den als Bananenkönig bekannten Bruno Jelinek vermietet. Der erste Stock mit den einst im Stil Napoleons III. möblierten, nun halbleeren Salons war unbenützt und wurde nur gelegentlich für ein paar Monate von der Fürstin Lotti Windisch-Graetz gemietet. Großmama bewohnte den zweiten Stock, dort waren auch die Zimmer der seit kurzem verheirateten Tanten Franziska und Marianne, in denen ich einquartiert wurde. Zur Eleganz des Wohnens bildete ein minimales Taschengeld einen grausamen Kontrast. Ein Schilling pro Tag: gerade genug für zwei Fahrten mit der Straßenbahn und sechs Memphis-Zigaretten. Es sollte ein Ansporn zur Entfaltung eigener Erwerbstätigkeit sein. So verdiente ich ein bißchen mit Nachhilfestunden, die das Schottengymnasium vermittelte, neigte aber mehr dazu, die Mildtätigkeit von Tanten und älteren Cousinen zu genießen. Ich war sehr faul und hauptsächlich mit meinem gesellschaftlichen Leben beschäftigt. Im Herbst machte man eine Runde von Besuchen, man „warf Karten ab“, ein mittlerweile völlig in Vergessenheit geratener Brauch: Visitenkarten wurden an der Seite umgebogen, was bedeutete, daß man persönlich dagewesen war; dann wurde man eingeladen, nicht zu den üppigen

Gelagen der heutigen Wohlstandsjugend, sondern zu sehr einfachen &apostr; soupers&apostr; in den Elternhäusern junger Mädchen, mit ein bißchen Wein und ein paar Sandwiches und Bäckereien, manchmal mit, manchmal ohne Musik. Nach Neujahr, im Fasching, tanzte man mit den jungen Damen auf den zahlreichen Bällen, die es noch immer gibt, dem Schottenball, dem Theresianistenpicknick, dem Kalksburger Ball, dem Ungarball, dem Jägerball; natürlich gab es auch Bälle in privaten Häusern.

Dennoch: Es war das Wien der wachsenden politischen und wirtschaftlichen Krise. Der Brand des Justizpalastes lag nur vier Jahre zurück – er war für viele der Wendepunkt, der die Gefährlichkeit der Sozialdemokraten enthüllte. Und die Nationalsozialisten begannen sich immer deutlicher bemerkbar zu machen. Ihre Vorläufer kannte ich längst: In frühester Kindheit hatte ich die Männer in Windjacken gesehen, die in Viererreihen marschierten.

Mit dem Zusammenbruch der Creditanstalt erlebte ich zum ersten Mal bewußt den &apostr;Run&apostr; auf eine Bank. Panikstimmung, tiefes Erschrecken weit über Österreich hinaus, Staatskrise. Fehler und Verfehlungen wurden der Bankleitung vorgeworfen, der Untreueparagraph im Strafgesetzbuch mit rückwirkender Kraft geändert – die Verletzung eines uralten Grundsatzes: &apostr;nullum crimen sine lege praevia&apostr;.

Die Schere, die Österreich zerschnitt, begann sich zu öffnen. In den Novemberwahlen 1930 hatten die Christlichsozialen ein Zehntel ihrer Mandate an den Heimatblock, die Fraktion der Heimwehr, verloren, die Sozialdemokraten wurden dadurch zur stärksten Partei. Die Spannung zwischen den Lagern wuchs für jedermann fühlbar an. Das Programm der Sozialdemokraten, auf dem Linzer Parteitag wenige Jahre zuvor beschlossen, enthielt nicht nur das Ziel der &apostr;Vergesellschaftung der im Eigentum der Kapitalisten und der Großgrundbesitzer konzentrierten Produktionsmittel&apostr;;, sondern auch ein eindeutiges Bekenntnis zum Anschluß an die deutsche Republik. Der Korneuburger Eid der Heimwehr forderte zwar &apostr;Vaterlandsliebe&apostr;;, verwarf aber in unerträglichem Vokabular die westliche parlamentarische Demokratie und den Wirtschaftsliberalismus. War mir die Heimwehr nach dem Justizpalastbrand als gerechtfertigte Verteidigung gegen linken Furor

erschieden, so wandte sie sich nun ziemlich genau gegen alles, was ich an politischen Überzeugungen und Vorstellungen besaß.